

BUNTE WELT

Nr. 3

Unterhaltungsbeilage

1934

Panama Geschichte einer Massenpsychose

Von Hermann Wendel

Wenn der Fall des Multimillionenschwindlers Stavisky die Presse zu der Feststellung nötigte, daß es der gewaltigste Finanzbetrug seit dem Panamastand da sei, so ist die Erinnerung an jene gigantische Gaunerei, die mit dem Namen Ferdinand von Lesseps untrennbar verknüpft bleibt, nicht nur in Frankreich noch recht lebendig. Daß im Argot, der Pariser Volksmundart, die Hauptstadt nicht anders als „Panam“ heißt, hängt sicher damit zusammen; darüber hinaus wurde Panama allenthalben zum Sinnbild eines pompös angelegten Unternehmens, das, nachdem es unzähligen die Taschen geleert hat, mit ungeheurem Krach in die Luft geht. Auch reizt eine Darstellung jener ziemlich verwickelten Vorgänge, die der Generation von heute in ihren Einzelheiten kaum mehr bekannt sind, immer wieder die Schriftsteller; so erschienen in den letzten Wochen von dem Franzosen Adrien Danfette „Les affaires de Panama“ und von dem Deutschen Bruno Weil „Panama“.

Befassen sich diese Bücher vorwiegend mit dem, was sich hinter den Kulissen an Bestechungen einflussreicher Persönlichkeiten und ähnlich unsauberen Manövern vollzog, so bieten auch die Ereignisse vor den Kulissen des Nachdenklichen genug; sie sind das Musterbeispiel einer Massenpsychose, in der fast eine ganze Nation kritiklos auf einen sie mit Phrasen einleitenden Hochstapler hereinfällt. Dabei war Lesseps kein gewöhnlicher Dieb, dem es nur auf die schamlose Ausplünderung seiner Mitmenschen ankam; Tatendurst, Geltungsdrang und Ehrgeiz arbeiteten wahrscheinlich als stärkere Triebkräfte in seiner Brust als Gewinntrieb. Daß es ihm 1869 gelungen war, mit Durchstichung der Landenge von Suez einen allen Traum der Menschheit zur Wirklichkeit zu machen, hatte ihm allen möglichen Ruhm eingetragen; jetzt dachte der mehr als Siebzigjährige, ein anderes Werk anzupacken, von dem schon der Saint-Simonismus geschwärmt und das Goethe vorausgesehen hatte: die Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Ozean durch einen Kanal, der den schmalen Isthmus von Panama durchbohrte. 1879 entschied sich ein internationaler Kongress zu Paris, der allerdings

mehr privaten Charakter hatte, für den Plan, einen Kanal ohne Schleusen zu bauen. 75 Kilometer lang, sollte er rund 1200 Millionen Goldfranken kosten, aber daß er bei günstigster Berechnung nur 72 Millionen Francs jährlich einbringen würde, kostete die Sparrer wenig; von 400 Millionen, auf die die 1879 gegründete Panama N. G. im ersten Anlauf rechnete, wurden nämlich 30 gerechnet. Ging er nicht, galt es, die gläubigen Elemente, die man brauchte, durch amerikanische Reklame einzufangen. Im Januar 1880 lud Lesseps in Person den ersten Spatenstich des Kanalbaus, und als sei nunmehr alles geschafft, folgten Feste, Bankette, Trinkgelage, Truppenparaden, Illuminationen und Feuerwerke. Zugleich verkündete er, daß der Kanal nicht 1200, sondern nur 600 Millionen kosten und sein Bau nicht acht, sondern nur sechs Jahre dauern werde; überallhin reist er, überall redet er, überall wirkt er als Triumphator. Und alle öffnen Kassen, schrant oder Sparstrumpf, Bürger, Bauern, Arbeiter. Jahr für Jahr wird eine Emission der Panama-Aktien spielend untergebracht, hundert Millionen und noch einmal hundert und wieder hundert und so fort. Wohl sickert manchmal ein Gerücht durch, daß nicht alles nach Wunsch gehe, daß Gelände und Klima unerwartete Schwierigkeiten bereiten, daß die Gelder bei weitem nicht ausreichen, aber dank einer gelauften Presse überdröhnt die dicke Baule der Reklame alles mit ihrem Bumbumbum. Wo immer Lesseps erscheint, entfacht er Rauch und Taumel. Den aus Panama Zurückkehrenden empfangen 1886 Tausende wie den ersehnten Retter mit unbefreilichem Jubel; in der Generalversammlung des gleichen Jahres, als für jeden halbwegs Einsichtigen die Dinge schon sehr schief stehen, umbraust ihn nicht endende Begeisterung von fünfzehnhundert Aktionären. Wer an Lesseps zweifelt, ist kein guter Franzose. Hat er nicht selbst gesagt, daß er bei Auslegung seiner Aktien zunächst das Interesse der kleinen Leute im Auge habe? Heil Lesseps! Da er in die Akademie aufgenommen wird, hält Kenan die Einführungsvorrede: „Man liebt Sie, man will Sie sehen, und bevor Sie noch den Mund geöffnet haben, klatscht man Ihnen Weisfall. Ihre Feinde nennen das Geschicklichkeit. Wir nen-

nen es Ihre Zauberkraft... Ihre Verehrbarkeit hat die Welt erobert. Hoch Lesseps!“

Eine gutorganisierte Volksbewegung, ein Petitionssturm beginnt, um die Regierung zur Erlaubnis einer Panama-Prämienanleihe zu bewegen. Zugleich werden — in welchem Umfang, weiß man heute noch nicht genau — Abgeordnete und Minister bestochen, von der Korruption einer käuflichen Presse erst gar nicht zu reden. Aber obwohl die Kammer dem Gesetz über die Lotterianleihe für den Panamakanal zustimmen, zieht sie nicht; 1,3 Milliarden sind verpulvert, ohne daß das Werk beendet, ohne daß es auch nur seinem Ende nahe wäre. Das Vertrauen der Öffentlichkeit ist ins Bankrott geraten, und damit wankt auch die Panama-N. G.; am 14. Dezember 1888 stellt sie ihre Zahlungen ein. Fast anderthalb Milliarden Goldfranken hat sie aus dem französischen Volk herausgefressert, von denen nahezu ein Drittel für Verwaltung, Zinsen und Bestechungen draufgegangen sind. 800.000 Franzosen haben das Ihre in Panama-Aktien angelegt und sind nun zum großen Teil dem Ruin, der Verzweiflung, dem Selbstmord überantwortet. Hunderttausend stimmiger Fluch derer, die ihn vordem gepriesen, gefeiert, gesegnet haben, umbrundet Lesseps, der an seinem Lebensabend gerichtlicher Untersuchung und Verurteilung entgegengeht; haushoch schlagen in den nächsten Jahren die Wellen des Panamastandals, die so manche politische Existenz, Minister, Kammerpräsidenten, Abgeordnete, ruhmlos hinwegschwemmt. Ob sich der „große Franzose“ in diesen widrigen Tagen der Worte erinnert, die er 1887 bei seinem Besuch in Berlin von Bismarck vernommen hat? „Früher“, sagte ihm der Kanzler, „konnte ich in Berlin nicht über die Straße gehen, ohne daß die Leute vor mir ausspuckten, um mir ihren Abscheu auszudrücken. Jetzt drängt man sich mir derart in den Weg, daß ich kaum mehr ausgeben kann. Vielleicht kommt noch ein Tag, wo man wieder vor mir ausspucken wird. Das ist unser aller Geschick.“

Der Panamastandall aber, dessen Bau die Vereinigten Staaten auch aus militärischen Gründen forsetzten, wurde erst 1914 beendet und dem Verkehr übergeben.

Wunderglaube an die weiße Frau

Von Eva Hrblika

Wir folgen dem Bett des Ued zwischen Durizen und Tazart (Nordafrika). Die Hügel sind kahl und steil und zwischen den Felsen suchen Schafe und Ziegen das spärliche Gras.

Meine vier schwarzen Soldaten machen mir große Freude in ihren kurzen Hemden. Am den Kopf tragen sie schneeweiße Lappen kunstvoll zu einem Turban gewickelt. Ihre Füße stecken in Sandalen, die sie mit Lederriemen am Steigbügel befestigt haben, um sie beim Reiten nicht zu verlieren. Diese herrlichen, schlanken Menschen singen, lächeln und scherzen. Unter einem solch freien Volke wird das Leben zur schönsten Freude, denn es sind Menschen, die frei von allem Falschen und Scheinheiligen sind.

Uns kommen einige Meiter entgegen. An ihrem Sattel hängt ein Sack aus einem Stück alten Teppich. Dieser Sack, in dem sich Hafer befindet, dient den Pferden als Futtermittel, eine Einrichtung, die in Marokko unbekannt ist. Denn der Marokkaner streut gewöhnlich den Hafer auf den Boden.

Links erscheint bald das schmale Bäcklein Namubiott und der Duar (Dorf) Asfalu. Neben einer Kasbah (Schloß) blühen einige kleine Gärten, und zwei einzeln stehende Palmen erheben ihre smaragdgrünen Kronen in den kobaltblauen Himmel. Zur Rechten verdecken uns violette Gebirgsketten den Horizont. Dort thront der Djebel (Berg) Sirua.

Bei dieser Kasbah und dem Duar Ati Buhnan verlassen wir das Bett des Ued und steigen links in die Berge, um dann in ein offenes Tal weiter vorzudringen. Mitten in diesem liegt auf einem kegelförmigen Hügel die Kasbah Ati Kiffa mit hoher Festungsmauer. Am Fuße dieses Hügel's sehe ich den Marabut (Mausoleum) des Sidi Ali Namerrh.

Es ist 1 Uhr. Wir reiten in diese Kasbah des Aid Abdu ein. Unser Weg führt zuerst durch einige Tore und ganz enge Gäßchen. Der Neffe des Scheichs Abdu, namens Si Brabun, kommt uns mit einem Willkommengruß entgegen. Er führt uns in einen Hof, an dessen Seiten herrschaftliche Häuser stehen. In diesem Hofe müssen meine Tiere verbleiben, er dient ihnen als Ruheplatz. Doch mir wird im Hauptgebäude ein großer Raum angewiesen, in dessen Mitte eine steinerne Säule zur Decke strebt. Die Wände sind mit wunderlichen geometrischen Zeichen in Blau und Grün auf rotem Grund geschmückt, Zeichen, die okkultische Bedeutung haben. So bin ich in einem Lande, das auf den sogenannten „Aberglauben“ eingestellt ist.

Mein Gastgeber Si Brabim ist hoch und schlank mit großer Adlernase, schönen schwarzen Augen und schönen Zähnen. In seiner Begleitung mache ich einen Gang durch seinen Duar und beschaue mir die engen Gäßchen und die aus Erde aufgeführten niedrigen Häuschen. Ich bin der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung der Pflanzerschaft, deren weiblicher Teil unverschleiert geht.

Jetzt führt mich mein Gastgeber in sein eigenes Haus und stellt mich seiner Familie vor. So gelange ich durch einen dunklen Hauseingang auf einen Lichthof, wo Sklavinnen am Webstuhl sitzen und Wolle zu Stoff weben. Ueber eine schmale dunkle Treppe erreiche ich die weite Hausterrasse, die in Abendstunden den Frauen des Si Brabim zum Aufenthalt dient. Von hier aus kann man den gesamten Duar überschauen, ohne bemerkt zu werden.

Si Brabim stellt mich seiner Schwester el Kebira vor. Sie ähnelt sehr ihrem Bruder, ist

ebenfalls schlank und groß, mit schönem länglichen Gesicht, wo zwei dunkle Augen, die durch Kohlenstäbchen riesengroß erscheinen, leuchten. Ueber jedes Auge hat sie von der Nasenwurzel bis zur Schläfe hin mit Kohle einen tiefschwarzen Bogen geschlagen. Ihre Hautfarbe geht in Bernstein gelb über und auf den Wangen und dem Kinn sind jeweils drei schwarze Kreuze eintätowiert. Ihre Arme und Finger sind lang und dünn. Die stolze Frau ist eine wahre Slugga, eine Schlemmerin, und spricht zu meinem tiefsten Leidwesen nicht Arabisch. El Kebira hat um ihren braunen Körper einen weißen Baumwollstoff geschlagen, der auf den Schultern durch silberne Agraffen festgehalten wird. Vom Kopf wallt ein Stück roter Samstoff zu den Schultern herab und wird durch ein gelbweißes Stirnband festgehalten. An ihren schlanken Fingern trägt sie einige Silberringe und ihre Arme sind mit schweren, breiten Armbändern aus Silber geschmückt, an denen mystische Zauberzeichen eingraviert sind. Um ihren langen, schmalen Schwanenhals hat sie zwei Perlenketten geschlungen, die eine aus feinen orientalischen Perlen und die andere aus Silberkugeln und Korallenperlen, deren einzelne durch silberne Gebänge voneinander geschieden sind. Von den Ohren pendelt schwer silberner Schmuck.

Viele Frauen kommen auf die Terasse und drängen sich zu mir heran, um mich neugierig zu beschauen, weil sie noch keinen Europäer gesehen haben.

Bis hierher ist Frankreichs Kolonialmacht noch nicht vorgedrungen. Aber mit diesen Frauen kann ich nicht allzuviel sprechen, da die meisten nicht Arabisch verstehen, sondern die Schlangensprache sprechen, eine Sprache, die ich nicht verstehe. El Kebira und Si Brabim stellen mir ihre Mutter Bra vor. Sie hat noch eine

andere Tochter namens Haima. Sie ist eine der Frauen meines Brerendes, des allmächtigen El Hadj Thami zu Marakessch. Die alte Dame — sie spricht ausgezeichnet Arabisch — freut sich sehr, aus meinem Munde zu vernehmen, daß es ihrer Lieblings-Tochter weit draußen in Marokko gut gehe, und mit tränenden Augen dankt sie mir und lobt Allahs Güte und Gnade mit den Worten: „Wo mein Kind ist, da ist auch mein Herz!“

Ein fürchterliches Gedränge setzt ein. Aus dem Dorfe schleppt man Kranke herbei, damit ich sie heilen solle. In ihrem naiven Glauben die guten Menschen, jeder Abendländer sei, weil er eben Abendländer ist, imstande, Kranke zu heilen. Man bringt mir Säuglinge und hundertjährige Greise. In diesem Aufzug sind in erster Linie meine Soldaten schuld. Auch sie glauben, ich könnte durch Wunder alle Krankheiten heilen, weil ich durch hygienische Waschungen einen meiner Diener von seiner ägyptischen Augenkrankheit befreit habe. Und nun beschwären meine Soldaten die gesamte Bevölkerung, ich hätte einen Ruf als „Tubiba“ und vollbringe Wunder auf Schritt und Tritt. Ach, wenn ich das nur könnte! In Horden folgen diese armen kranken Menschen schon tagelang meiner Karawane, in der Hoffnung, bald mit mir zusammenkommen zu können.

Wer durch Südmarokko einmal reisen will, muß vor allem eine reichige Apotheke mitnehmen. Wie gern hätte ich allen Menschen geholfen, aber meine medizinischen Kenntnisse sind gering.

Die meisten meiner Patienten leiden an Augenkrankheiten. Manch Blinden berührt mein Kleid, in der so hoffnungslosen Hoffnung, die Sehkraft wieder erhalten zu können. Viele Frauen leiden an Kopfschmerz, manche Männer und Kinder an Magenbeschwerden und an anderen eigentümlichen Krankheiten. Ihnen allen teile ich Heilmittel aus, gebe ihnen Ratschläge und aufmunternde Worte. Aber noch immer hält das Gedränge an. Zahlreich sind die Frauen, die aus dem Dorfe zu mir heraufsteigen, um ihre Beschwerden dem „el Mallemna“

Ein GI-Mann denkt nach

Von Georg Wilman

Zehn Jahre lang habe ich Hitler gewählt und schenkte ihm blindes Vertrauen. Ich habe in keiner Versammlung geseht, Ich hab' zu den gläubigen Schafen gezählt, Um das neue Deutschland zu bauen.

Er versprach uns Arbeit und Freiheit und Brot,

Er versprach uns auch höhere Löhne. Er sagte, er mache ein Ende der Not und bringe den Ausbeutern Elend und Tod und uns alles Edle und Schöne.

Ich glaubte an alles, was er uns versprach, Ich glaubte an Deutschlands Erwachen. Ich wartete, daß er die Hinzuschickung brach. Ich kämpfte gegen die jüdische Schmach. Ich ließ den Revolver tragen.

Nach zehn Jahren Kampf war es endlich geschafft.

Hielt der Führer, was er uns versprochen? Ging er an die Arbeit mit ganzer Kraft? Statt der vielgelästerten Hinzuschickung hat er seine Versprechen gebrochen.

Er brachte nicht Arbeit, nicht Brot und nicht Recht.

Die Wozgen bekamen die Posten.

Wir gingen für ihn in jedes Gefecht. Und heute, da sind wir für ihn zu schlecht Und bezahlen trotzdem die Kosten.

Zehn Jahre versprach er uns Arbeit und Brot, Und doch ist der Hunger geblieben! Wir schlugen für ihn die Proleten tot. Und doch ist geblieben die gleiche Not Und wir müssen Soldatendampf schießen.

Jetzt dürfen wir Arbeitsdienstpflicht markieren Für sieben Pfennig die Stunde! Wir wollten gegen die Herren marschieren. Jetzt sehn wir die Herrn mit dem Führer regieren Die Herrn und den Führer im Bunde!

Jetzt ist es genug! Jetzt weiß ich Bescheid! Der Führer — er hat uns verraten! Wir schweigen nicht mehr! Es kommt unsere Zeit!

Dann Kameraden, dann ist es so weit — Schon gart's bei den braunen Soldaten!

Jetzt weiß ich endlich, um was es geht! Jetzt Schlaf mit dem falschen Vertrauen! Mein Platz ist an deiner Seite, Prolet! Die rote Fahne der Zukunft, sie weht! Wir werden die Zukunft bauen!

darzulegen, um mein Kleid berühren zu dürfen. Niegend knien sie vor mir und bitten mich, sie heilen zu wollen.

Da Si Ibrahim mich in das Haus seines Onkels Si Hamnu geleiten will, weil ich dort auf den Familienmitgliedern erwartet werde, läßt el Nebira durch ihre Sklavinnen alle Hilfsbedürftigen wegdrängen. So verlasse ich durch eine schmale Tür die Terrasse. Si Ibrahim und ich begeben uns über ein schmales Gäßchen zur gegenüberliegenden Kasbah seines Onkels.

Auch diese Kasbah beherbergt, wie die erste, Freunde, Diener, Sklaven und die Frauen des Onkels meines Gastgeber. Wir gehen über einen Hof, betreten einen zweiten, wo schöne, schwarze Sklavinnen an Webstühlen sitzen und arbeiten. Links liegen die Küchen, worin Sklavinnen kochen. Ueber eine dunkle Treppe gelangte ich auf einer breiten Terrasse, an deren Seiten ein Zimmer für seine Leinwand.

Stumm lasse ich mich auf ein Kissen nieder, erscheint eine Negerin und bietet mir saure Milch und frische Datteln an. Frauen und Kinder erscheinen. Sie klagen über Schmerzen im Leib, im Magen, in der Brust und im Kopfe. Besonders fällt mir eine Frau auf, die über rasenden Kopfschmerz klagt. Ihre Sklavin hat mit glühenden Eisen in den Kopf ihrer Herrin

Wunden gebrannt im Glauben, dadurch den bösen Geist aus dem Hirn zu jagen, der ihr so viele Schmerzen und schlaflose Nächte verursacht hatte. Eine andere, ziemlich alte Frau, kommt zu mir, küßt mein Gewand und bittet mich um ein „Pulverchen“, damit sie auch Mutter werden könnte. Allen muß ich Heilmittel verabfolgen, auch jenen, die nicht krank sind. Jeder nimmt mich heisseite und flüstert mir in Schlei heimnisvolle Wünsche ins Ohr. Andere wieder ziehen und zupfen mich an meinem Kleid. Jeder will meinen Rat. Eine hübsche, junge Negerin überferst mir das Schlengebüsch auf Arabisch und verdolmetscht dann meine arabischen Antworten. Besonders sind die Frauen, wenn sie mir ihre sexuellen Wünsche darlegen, von einer erstaunlichen Offenheit. Eine blutjunge Frau von fünfzehn Jahren, die die Gattin eines siebzehnjährigen Greises ist, bittet mich um Pillen oder Pulverchen für ihren Gatten.

Endlich finde ich in meinem Zimmer Ruhe, wo ich ausgestreckt auf einem Divan liege und über das bunte Leben nachdenke, das ich eben erlebt habe. Um mich vor dem Eindringen dieser afrikanischen Menschheit zu schützen, lasse ich zwei meiner Soldaten vor der Tür meines Zimmers stehen, denn in marokkanischen Häusern lassen sich die Zimmer nur von außen verschließen.

Lung „falscher Tatsachen“ seine Gläubigkeit täusche und Ophir über Gebühr herausstreich.

König Siram von Tyrus ließ sich aber nicht lange etwas vormachen, sondern ließ sich für die Goldlieferungen 20 Ortschaften im Norden des Reiches verschreiben.

Somit stehen die Historiker auf Grund einfacher Ueberlegungen den Goldminen von Ophir sehr skeptisch gegenüber.

Die Fahrt nach Ophir wird in keinem Fall verlorene Mühe sein. Denn selbst wenn die Goldminen nicht den Erwartungen entsprechen, findet man -- und daran ist nicht zu zweifeln -- dennoch am Chred Ana reiche Spuren, die Schlüsse zulassen über das Ursprungsland der Nilkultur, die eine lange Zeit der damaligen mittelländischen Welt ihren Stempel aufdrückte.

Man hofft sogar, hier das tatsächliche Ursprungsland selbst zu entdecken. Allerdings mag diese Urzeit zurückdatieren bis in jene Zeiten abshnittle, als weite Wüstenstriche noch nicht anders verlief als heute.

So wird die Prorok-Expedition zu einer der interessantesten der Afrika-Geschichte.

Außenleiter

Es gibt in der Arbeiterbewegung eine Spezies Menschen, die zu betrachten sich wirklich lohnt. Man belegt sie mit den verschiedensten Namen: Caféhändler, Außenleiter oder Sektierer, — die aber stets daneben treifen, weil sie diese Leuten zu wenig zeichnen.

Es gibt leider noch kein Wort, das sie genügend charakterisiert. Denn Außenleiter und Caféhändler nennen diese Menschen in schwachen Stunden sich selbst, und das ist ein Beweis, daß die Worte falsch sind.

Der hauptsächlichste Zug an ihnen ist der, daß sie nicht in die Partei wollen. „Ich bin ja Sozialist, aber ich passe nicht in die Parteischemel.“ Das ist ein sehr beliebtes Wort. Man lasse sich nicht täuschen davon, daß sie es mit tragischem Augenaufschlag und leicht vibrierender Stimme sagen. Sie bedauern nicht, daß sie so sind, im Gegenteil, sie sind stolz darauf und halten sich gerade darum für ein wenig geklettert als der klügste Organisierte.

Zwei Orte sind es, wo man sie trifft: in Caféhäusern und Versammlungen. Ohne diese Orte müßten sie elend verkommen. In den Cafés sitzen sie um einen Tisch und diskutieren. Ihre Mäuler laufen wie Maschinengewehre, ihre Augen blitzen und ihre Hände fuchteln in der Luft, als wollten sie Vögel fangen. Nebenbei: es sind sehr beliebte Gäste. Sie machen der Bedienung sehr, sehr wenig Arbeit, weil sie mit unerhörter Ausdauer stundenlang beim selben Tee sitzen.

Die Welt ist ihnen ein Spielplatz ihrer Ideen, Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, dann hoppla-hopp, ein Salto Mortale, und schon sind sie in China.

Mit einer Handbewegung weisen sie sämtliche Führer unter den Tisch und beweisen genau, daß diese alle mit einer fast krankhaften Dummheit geschlagen sind. Zwar bleiben sie die konkrete Antwort, wie es hätte gemacht werden können, stets schuldig — ich zweifle sehr, ob sie fähig wären, eine Fahrt von fünf Perionen richtig zu organisieren — aber wie man Weltpolitik macht, das wissen sie.

Daß sie dabei Marx verstümmeln, Lenin mißhandeln und im übrigen sämtliche Philosophen so interpretieren, daß sich diese im Grunde noch ärgerten, hörten sie's das soll man in diesem Fall nicht so tragisch nehmen. Sie kettern in verschrobene Begriffe herum und jonglieren

Forscher suchen das Goldland Ophir

Unter der Führung von Byron de Prorok, der seit vierzehn Jahren die Aertumsforschungen in Mittelafrika leitet, ist kürzlich eine Expedition von vierzehn Gelehrten aufgebroschen, die nicht weniger vorhaben, als das Land Ophir zu suchen. In alten Schriften ist von diesem Lande viel die Rede. Es soll ein Land sein, in dem Gold gefunden wurde, allerdings vor einigen tausend Jahren. Die Expedition ist mit dem Dampfer „Sphinx“ nach Afrika gefahren. Die Expedition geht in das Gebiet des sogenannten Blauen Nil, nach Abessinien. Eine der wenigst besuchten Gegenden der Welt. Aber das soll erst der Ausgangspunkt der Expedition sein.

Was weiß man bisher von dem Land Ophir? Ein Land, wo es Gold, Edelsteine, Affen und Sandelholz gab. Das wußte man schon vor 3000 Jahren. Aber seit man in Europa neugierig auf das Gold fremder Länder wurde, mußte man feststellen, daß niemand genau wußte, wo Ophir eigentlich lag.

Bis zu König Salomon wußte man nichts von diesem Land. Salomons Vater hieß David (der Mann mit der Schleuder und dem Riesen), seine Mama wurde Bathseba genannt. Diese Dame betrog erstens David dazu, dem jüngeren Salomon und nicht dessen älterem Bruder Adonia die Regierung 1015 vor Christus zu übertragen. Um diese Regelung für alle Zeiten zu befestigen, brachte Salomon seinen Bruder Adonia erst einmal um. Nach diesem Regierungsanfang fuhr Salomon fort, das Land weiter zu ruinieren. Die verschiedensten Völker fielen von ihm ab. Was ihn aber nicht hinderte, bei König Siram von Tyrus eine Anleihe anzunehmen, um sich einerseits eine neue Burg, andererseits einen repräsentativen Harem und einen imposanten Tempel zu bauen.

Und als die Schulden fällig waren und das Gold nicht vorhanden war, schickte er eine Expedition aus, auf deren Rückkehr er freilich drei Jahre warten mußte. Dann brachte sie allerdings auch einiges Gold mit, Holz und Pfauen und was man sonst damals für schätzenswert hielt. . . .

Alles das kam aus Ophir. Salomon verbot den Seelenten strengstens, zu verraten, wo Ophir liege. Sie hielten ihr Wort so getreulich, daß man es nachher tatsächlich nicht mehr wiederfand.

So nahm man denn seit damals vor einigen Jahren an, Ophir liege in Sofala, an der Ostküste Afrikas, oder in Simbabwe, an der Ostküste Südafrikas, oder bei den Abhiranen am Indus, oder in Haiti, oder in Ostindien.

Später tippte man auf Rhodesien und blieb auch dabei.

Prorok wählt folgenden Weg: er geht erst durch die Lybische Wüste bis zur Oase Jupiter-Amon und zur Zwischenstation Tripolitania, dann den Nil entlang durch den Sudan zum Chred Ana, der unersorhten Aethiopischen Zone. Nach einem kleinen Abstecher über Addis Ababa will man am Rudolfsee nach den Ueberresten des prähistorischen Menschen suchen und über das Somaliland und die Sklaveninsel zurückkehren.

Von all den Stationen ist Chred Ana die wichtigste.

Man hofft, auf regelrechte Goldminenbetriebe zu stoßen, die freilich seit langem verlassen liegen und seinerzeit wohl auch nur auf Grund anderer klimatischer Verhältnisse betrieben werden konnten.

Die Geologen sind also die wichtigsten Männer unter diesen Forschern, die Ophir suchen.

Einige Historiker, die man vor der Ausreise um Rat fragte, machten ein sehr bedenkliches Gesicht. Freilich sei das irgendwo Gold gefunden worden, auch die Ägypter hätten ihr Gold irgendwo holen müssen. Aber die Ausbeute könne nicht so sehr groß gewesen sein. Denn sonst hätte das Gold nicht diesen Wert behalten, der sich ja nur aus der „Marität“ erklärt, und Salomon wäre auch niemals so verschuldet geworden.

Man muß also, wenn nicht Prorok große Ueberaschungen mit nach Hause bringt, annehmen, daß König Salomon unter Vorspiegel-

ren mit Fremdwörtern, daß dem Zuhörer graunig — aber ihnen gewährt das Freude und tiefe Befriedigung.

Alle Philosophen haben sie gelesen, aber keinen verstanden; die größten Geister reduzierten sie, bis es in ihr kleines Köpfchen paßt, und damit betreiben sie alles.

Solange diese Menschen im Café sitzen, sind sie unschädlich. Aber wehe, wenn sie sich auf eine Versammlung loslassen. Man glaube ja nicht, daß sie dort still seien. Sie können alles, nur eines nie — Schweigen. Eine Versammlung, an der sie nicht reden, hat ihren Zweck verfehlt. Das darf sie aber nicht, und darum reden sie.

Sie sprechen meist langweilig, es fehlt ihnen alles, um überzeugen zu können. Sie stehen mit der Rhetorik in erbittertem Kampfe, Ihre Ideen sind nur darum neu, weil sie wirr sind, inkonsequent und nie zu Ende gedacht; weil ihnen das zielgerichtete Denken fehlt.

Wald sind sie hyperrevolutionär und bald reformistisch. Aber sie hüpfen auch leicht vom revolutionären Extrem ins Extrem des Faschismus über. Sie schwimmen in Stimmungen.

So spielen diese Kußenseiter eine unglückliche Figur. Weil sie es mit keinem verderben wollen, verderben sie es mit allen, und bald sind sie so weit, daß sie mit Verechtigung einen Gesang zwischen den Stühlen anstimmen können.

Wissen Sie schon?

Das erste Ozonkabel wurde von Gibson und Cyrus Field, einem Ingenieur und einem Geschäftsmann gelegt, und zwar betrug der Abstand zwischen den beiden Endpunkten des Kabels 2700 Kilometer. Da man aber damit rechnete, daß man wesentlich mehr Kabel brauchen würde, wurde es 3900 Kilometer lang gemacht. Bei der ersten Auslegung geriß aber das Kabel. Schließlich aber wurde die Legung des Kabels vollzogen. Die Kosten mehr als 20 Millionen Mark. Die ersten Kabeltelegramme wurden zwischen der Königin Victoria von England und dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Buchanan, ausgetauscht.

Man hat bis jetzt etwa 1200 bekannte Tierarten, die von 13 Zentimeter bis zwei Meter lang sind und die eigenartigste Gestalten haben, festgestellt. Besonders drollig wirkt der 30 Zentimeter lange, sogenannte fliegende Drache.

Glocken gibt es schon seit sehr alter Zeit. Man hat in den Gräbern in Ägypten und Peru Glocken gefunden und die Chinesen riefen schon 2000 Jahre vor Christi die Gläubigen durch Glockengeläute zu den Tempeln.

Viele Blumen haben ihre Namen von den Männern, die sie entdeckt haben, oder sind nach berühmten Botanikern genannt. Der Mann zum Beispiel, der zum ersten Male eine Fuchstie sah, war ein Franziskanermönch, der die Blume nach dem deutschen Botaniker Leonhard Fuchs benannte. Die Dahlie hat ihren Namen nach Andreas Dahl, und die schöne Kamelle wurde aus Japan nach Frankreich durch einen Missionär namens Kamel eingeführt.

Eine der merkwürdigsten Wohnstätten der heutigen Zeit finden wir in Matmata, der bei der einst reichen Handelsstadt Gabes in Tunis gelegenen Höhlenstadt. In dem breiten, öden Tal, in dem man nur hier und da eine vereinzelte Palme sieht, leben, obwohl keine Häuser vorhanden sind, doch an fünfzehntausend Menschen. In den Höhlen sind sie am besten gegen die ungeheuren Temperaturschwankungen geschützt, die zwischen tropischer Hitze am Tage und

eifriger Kälte in den Nächten wechseln. Auch der berückte, glühend heiße Wüstenwind, der von der Sahara herkommt, kann ihnen in ihren Erdhöhlen nichts anhaben.

Das menschliche Gehirn erreicht mit dreißig Jahren seine größte Leistungsfähigkeit. Das Gehirn eines Affen aber hat schon zwischen dem zweiten und dritten Lebensjahr sein Höchstgewicht erreicht.

Die Amerikaner haben eine Vorliebe für alles, was einen gewaltigen Umfang hat. Aus diesem Grunde haben sie auch bei feillichen Gelegenheiten Kuchen, die geradezu ungeheuerliche Dimensionen besitzen, so daß man die Bevölkerung einer ganzen Stadt damit bewirten könnte. Zu der Herstellung dieser Riesenkuchen wurden 2000 Eier, 150 Kilo Mehl, 350 Kilo Zucker, 225 Liter Sahne und 300 Kilo Erdbeeren benutzt, und er war 9 Meter lang und vier Meter hoch. Er wog fertig über 1000 Kilo. An dem Feste nahmen über 4000 Gäste teil, von denen jeder ein Stück bekam, so daß der stubengroße Kuchen wie Butter an der Sonne verschwand.

Weiteres

„Sag mal, lieber Freund, warum fragst du eigentlich immer deine Patienten, was sie essen? Hilft dir das bei der Aufstellung deiner Diagnose?“ — „Nein, aber bei der Aufstellung meiner Rechnung!“

„Hatten Sie diesen Winter viel Schnee?“ — „Eine ganze Menge, aber mein Nachbar hat noch mehr gehabt.“ — „Nanu! Wie ist denn das möglich?“ — „Sein Grundstück ist größer.“

Karlchen ist vier Jahre alt und soll zu Bett gehen. Als er sich sträubt, sagt seine sehr beliebte Tante zu ihm: „Sieh mal, Karlchen, ich bin beinahe doppelt so alt wie du und gehe immer mit den Hübnern zu Bett.“ — Zweifelsud betrachtet Karlchen die Tante: „Ach verstehe nicht, Tante, wie du auf die Stange heraufkommst.“

„Na, wissen Sie, der Geiger in diesem Lokal spielt ja jeden Tag schlechter, aber heute spielt er wirklich wie Uebermorgen!“

Richter: „Und warum sollen Ihnen mildernde Umstände zubilligt werden? Es ist doch nicht einmal Ihr erstes Vergehen!“ — Angeklagter: „Gewiß, aber es ist der erste Prozeß, den mein Verteidiger führt!“

„Wie soll denn dein neues Motorboot heißen?“ — „Leidenschaft!“ — „Warum das?“ — „Weil sich's so schwer lenken läßt.“

Der neue Mieter kam mit einer leeren Flasche ins Wohnzimmer der Zimmervermieterin. „Entschuldigen Sie, Frau Giffa,“ stotterte er, „aber diese Flasche war gestern abend noch dreiviertel voll Sognak. Haben Sie eine Ahnung, wer den getrunken haben kann?“ — „Natürlich,“ erwiderte die Wirtin scharf. „Das war ich. Ich dulde keinen Alkohol in meinem Hause — merken Sie sich das!“

„Liebling, ich kann mich unmöglich zweimal am Tag rasieren, das schadet meiner Haut.“ — „Mag sein, Schäkchen, aber wenn du dich

nur einmal rasierst, das schadet meiner Haut.“

„Und warum wollen Sie sich scheiden lassen?“ — „Weil ich verheiratet bin!“

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwettnitz 65 bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 170.
Von Emil Grimmer, Katharinaberg.

Schwarz: Kc5, Tc7, La6, Spa8, Bb5, c5, e6, g3. (8).



Weiß: Kg5, Da7, Tc7, d8, La1, g8, Spb6, e6, Be4, f3, g4, Kf7. (12).

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Berichtigung.

Der Verfasser der Aufgabe Nr. 169 ist Gen. Josef Schöpka, Eidlitz. Zur Aufgabe 168 teilt uns Gen. Hyna, Hostomitz mit, daß auf a5 ein schwarzer Bauer einzusetzen ist, sonst Nebenlösung nach Db9t.

Lösungszug zu Nr. 167: Be6-e7:

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, sämtlich Kwitkau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Lösel Richard, Hoch-Doborn; Reinert Julius, Nestomitz; Fiedler Emil, Birkigt; Grimmer Emil, Katharinaberg; Dinnebler Emil, Tetschen; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Rudek Peter, Brüx; Schikentanz Franz und Wilhelm, Eulau; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Ulbert Rudolf, Prosseditz, Hyna Josef, Hyna Franz, Adam Johann, Goldberg Ferd., sämtlich Hostomitz; Döhner Max, Mildorf Adolf, Pachmann Reinhold, sämtlich Tschau; Trütsch Gustav, Wisterschan.

Sektionsgründung in Kleinaugest.

Am Sonntag, den 7. Jänner 1934, versammelten sich im Rest „Weintraube“, Kleinaugest, ungefähr 15 Schachgenossen, um eine Sektion ins Leben zu rufen. Nach dem Referat des Bezirksschachleiters Havel wurde die Konstituierung durchgeführt und Gen. Richard Bittner, Kleinaugest Nr. 166, als Spartenleiter gewählt. Die technische Leitung übernahm Gen. Josef Kerschhagel. Den ersten Spielabend leitete Gen. Scharoch am Donnerstag, den 11. Jänner, in der Schule ein. Nach einem kurzen Vortrag wurde ein kleines Simultanspiel an 7 Brettern veranstaltet. Gen. Scharoch konnte alle Partien für sich entscheiden. Ein zweiter Spieltag findet jeden Sonntag vorm. im Rest „Weintraube“ statt.

Schülerschachwettkampf in Zukmantel!

Zum erstenmal in unserem Verbands wurde ein Wettkampf der Schüler von Schönfeld und Zukmantel eingeleitet. Es war eine Lust, den Jungen zuzusehen mit welcher Ruhe und Ausdauer der Kampf vor sich ging. Das Spiel endete mit dem Ergebnis 6:3 Punkten für die Zukmantel-Schüler. Auch die „Senoren“ beider Sektionen trugen einen Wettkampf aus, mit dem Resultat 6:0 Punkten für Zukmantel. Das Retourspiel findet am 4. Feber in Schönfeld statt.

Bezirksschachtag in Loosch.

Die Schachsparten des 7. Bezirkes halten ihren diesjährigen Bezirksschachtag am 21. Jänner um 1 Uhr nachmittags in der Turnhalle in Loosch ab, zu welchem alle Schachgenossen eingeladen werden. Nach Schluß der Tagung findet ein Blitzturnier statt.